



Petra J. Brzank | Sabrina Schramme |
Stefan Kunde-Siegel (Hrsg.)

Praxishandbuch

Soziale Arbeit und toxische Männlichkeit

BELTZ JUVENTA

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme. Die Beltz Verlagsgruppe behält sich die Nutzung ihrer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor. Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-9090-1 Print
ISBN 978-3-7799-9091-8 E-Book (PDF)
ISBN 978-3-7799-9092-5 E-Book (ePub)

1. Auflage 2026

© 2026 Beltz Juventa
Beltz Verlagsgruppe GmbH & Co. KG
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
service@beltz.de
Alle Rechte vorbehalten

Satz: le-tex xerif
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag
(ID 15985-2104-1001)
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Einleitung	7
1. Makroanalytische Einordnung toxischer Männlichkeit	
Die Konstruktion von Männlichkeit: sozial, politisch – auch toxisch? <i>Diana Lengersdorf</i>	16
Politische Führung, Autoritarismus und die Propagierung von Maskulinismus <i>Birgit Sauer</i>	32
Toxische Männlichkeit und Gesundheit <i>Tobias Staiger, Gironimo Krieg, Maja Stiawa, Paul Nickel, Silvia Krumm</i>	50
2. Manifestationen toxischer Männlichkeit	
Toxische Männlichkeit im Netz – Männerrechte und die Manosphere <i>Jennifer Degner-Mantoan</i>	78
Männlichkeiten und die Extreme Rechte <i>Esther Lehnert</i>	124
Fleisch und Männlichkeiten <i>Martin Winter</i>	142
Partnergewalt gegen Frauen als Ausdruck toxischer Männlichkeit <i>Petra J. Brzank</i>	157
Die soziale Konstruktion von Männlichkeit im Amateurfußball <i>Philipp Niedermeyer</i>	177
Toxisch? Über Männlichkeiten im Rap des 21. Jahrhunderts <i>Heidi Süß</i>	213

3. Praxisfelder: Handlungsansätze in Prävention und Intervention

Toxische Männlichkeit <i>Judith Kunde</i>	228
Toxische Männlichkeit in der Gewaltkonfliktberatung <i>Felicia Leimbach</i>	253
Die Verbindung von toxischen Männlichkeiten und Verschwörungsideologie <i>Sonja Marzock</i>	265
Erklärungs- und Handlungsansätze zur Attraktivität maskulinistischer Influencer bei Jungen und jungen Männern <i>Till Dahlmüller, Ulla Wittenzellner, Lino Köhler</i>	281
Männlichkeit: toxisch oder nachhaltig? <i>Dag Schölper</i>	301
Geschlechtersensible Pädagogik zum Abbau von toxischer Männlichkeit: Die feministische Jungenarbeit <i>Sebastian Tippe</i>	320
Nachwort	333
Projekte und Anlaufstellen für Beratung, Auseinandersetzung und Nachahmung (Auswahl)	336
Die Autorinnen und Autoren	339

Einleitung

Seit mindestens einer Dekade kursiert der Begriff „toxische Männlichkeit“ verstärkt in diversen Diskursen in Wissenschaft und Gesellschaft. Populär wurde er z. B. im Zusammenhang mit dem US-Präsidenten Trump, im Kontext der #Me-Too-Bewegung oder im Zusammenhang mit tödlichen Amokläufen („Mass Shootings“), mit gegen Frauen gerichteter Gewalt oder einem bestimmten Führungsstil.

Die auf „toxische Männlichkeit“ zurückgeführten schädlichen Auswirkungen können wir täglich wahrnehmen: In den hohen Zahlen von männlicher Partnergewalt betroffenen Frauen sowie von Femiziden, Gewalt gegen Trans* oder queere Personen, in der zunehmenden Etablierung von neuen misogynen Männerbünden und antifeministischen Zusammenschlüssen wie bspw. den Incels und ihrem propagierten Frauenhass, der statistisch belegten Häufigkeit gewalttätiger Auseinandersetzungen unter Männern, der hohen Zahl an drogenabhängigen, strafverfolgten und inhaftierten Männern sowie der um ca. 5 Jahre niedrigeren Lebenserwartung von Männern im Vergleich zu Frauen. Auch die Klimakrise oder kriegerische Auseinandersetzungen werden z. T. ursächlich einer toxischen Männlichkeit zugeschrieben, die sich die Welt untertan machen will und für sich keine Unterwerfung oder Abhängigkeit akzeptieren kann.

Doch was bezeichnet „toxische Männlichkeit“ genau? Was ist damit gemeint? Eine genauere Betrachtung dieses Begriffs und der damit verbundenen Phänomene erscheint uns nötig.

Was verstehen wir unter „Männlichkeit“?

Einer biologistischen Lesart von Männlichkeit steht inzwischen eine Vielzahl an theoretischen und empirischen Untersuchungen gegenüber, die die historische und kulturelle Bedingtheit der Vorstellungen davon, was „männlich“ ist und was nicht, an etlichen Beispielen belegt haben. Das bekannteste sozialwissenschaftliche Konzept in diesem Kontext ist sicherlich das der „hegemonialen Männlichkeit“ von Connell (1999). Unser eigenes Grundverständnis soll hier kurz zusammengefasst werden:

- Normativ-hierarchische Ordnung und Konkurrenz bestimmter Männlichkeitsformen um Hegemonie: In jeder Gesellschaft gibt es eine Vielfalt an Männlichkeitsformen, die zueinander in Beziehung stehen und um die Position der „hegemonialen Männlichkeit“ konkurrieren. Diese Position kann

jederzeit in Frage gestellt werden. Zentral ist auch, dass die Unterordnung unter die hegemoniale Männlichkeit aufgrund einer Komplizenschaft der sich unterordnenden Männer erfolgt, da sie durch diese Unterordnung gesellschaftliche Privilegien erhalten (patriarchale Dividende).

- Abgrenzung gegenüber und Othering von Frauen und marginalisierten Männlichkeitsformen (Marginalisierung/Ermächtigung): Die akzeptierten Formen von „Männlichkeit“, die um die hegemoniale Position konkurrieren, grenzen sich stets von „Weiblichkeit“ und marginalisierten Männlichkeitsformen ab. Diese Prozesse finden stets vor dem Hintergrund einer „patriarchalen Ordnung“ statt und dienen letztlich der Legitimierung dieser Ordnung.

Vor diesem Hintergrund der Konstruktionsprozesse von Männlichkeit wäre eine vertretbare Position, jede Form von Männlichkeit als „toxisch“ anzusehen. Denn jede Form der Männlichkeitskonstruktion trägt letztlich zum Erhalt der patriarchalen Ordnung bei und das Strukturprinzip der Marginalisierung „vergiftet“ notwendigerweise – weil strukturell angelegt – seine Umwelt. Dann würde die Suche nach toxischer Männlichkeit möglicherweise zu kurz greifen. Müssten nicht die gesellschaftlichen Normen und Wertvorstellungen des Patriarchats insgesamt in Frage gestellt werden, die erst den Rahmen für eine toxische Männlichkeit garantieren? Kann es im Patriarchat also keine nicht-toxische Männlichkeit geben? Kann das Problem nur angegangen werden, indem Geschlechterrollen (d. h. Weiblichkeit und Männlichkeit) komplett aufgelöst werden?

Eine andere vertretbare Position wäre es, dem Adjektiv „toxisch“ doch differenzierendes Potential zuzuschreiben. Postuliert werden könnte so, dass es in der Vielfalt der Männlichkeitsformen möglich wäre, zumindest „toxische“ von „nicht-toxischen“ Formen abzugrenzen (kategoriale Sicht) oder sogar graduelle Unterschiede im Ausmaß der Toxizität von Männlichkeitsformen zu bestimmen (dimensionale Sicht). Bei letzterer Betrachtungsweise wäre also vorstellbar, dass bestimmte Charakteristika von Männlichkeit sowohl in einem noch gesunden Maße vorkommen als auch ab einem bestimmten Übermaß zu etwas Schädlichem werden können, gemäß dem Paracelsus-Motto: „Sola dosis facit venenum¹“.

Es stellen sich die Fragen: Wie ist toxische Männlichkeit einzuordnen? Welche Bereiche toxischer Männlichkeit gibt es? Und wie können diese beschrieben und in ihren Voraussetzungen, Handlungsweisen Interventionsmöglichkeiten bestimmt und kritisch reflektiert werden? Könnten emanzipatorische Aspekte, die von feministischen und reflexiv-kritischen männlichen Bestrebungen und Widerständen ausgehen und Veränderungen patriarchaler Zustände zum Ziel haben, Einfluss auf die Entstehung bzw. Verhinderung toxischer Männlichkeit haben? Bergen sie das Potenzial, toxischer Männlichkeit etwas entgegenzusetzen?

1 Die Dosis allein macht das Gift aus.

zen? Und wenn ja, wie könnte dies möglich und umsetzbar werden? Bietet das Konzept „toxische Männlichkeit“ Ansatzpunkte für Formen der individuellen und gesellschaftlichen Prävention und Intervention? Wenn ja: Welche? Kann toxische Männlichkeit überwunden werden? Welche Aufgabe kommt hierbei gesellschaftlichen Institutionen zu? Genügt es, wenn Männer nun auch Verantwortung für Kindererziehung und Care-Arbeit übernehmen und ihre Rolle neu definieren? Kann Reflexion und individuelle Veränderung im Sinne kritischer Männlichkeit dabei hilfreich sein oder müssen die Formen unseres Zusammenlebens komplett überarbeitet werden, um das Phänomen der toxischen Männlichkeit loszuwerden? Hilft dabei die Dekonstruktion des binären Geschlechterbegriffs? Oder gibt es ohne die Veränderung von gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen dann auch toxische Weiblichkeit und toxische Queerness? Gibt es diese Phänomene vielleicht bereits? Und wenn dem so ist: Sind toxische Verhaltensweisen überhaupt aus der Gesellschaft wegzudenken oder würden sie sich bei einer Veränderung der Verhältnisse nur verlagern?

Wir als Herausgeber*innen können und wollen auf diese Fragen keine abschließenden oder normativen Antworten geben. Vielmehr verstehen wir den vorliegenden Sammelband als Angebot, ein Diskursfeld zu eröffnen, in dem unterschiedliche theoretische Perspektiven, empirische Zugänge und praxisorientierte Reflexionen nebeneinanderstehen und miteinander ins Gespräch treten.

Die Beiträge nähern sich dem Begriff der „toxischen Männlichkeit“ aus jeweils unterschiedlichen Blickwinkeln: Sie variieren in ihrem Begriffsverständnis, in der Gewichtung struktureller, kultureller und individueller Dimensionen sowie in der Frage, welche Formen von Schädigung und welche Möglichkeiten von Prävention, Intervention oder Transformation in den Fokus gerückt werden. Gemeinsam ist ihnen das Anliegen, toxische Männlichkeit nicht als statische Eigenschaft, sondern als gesellschaftlich hervorgebrachtes und damit veränderbares Phänomen zu analysieren.

Es obliegt somit den Autor*innen – und nicht zuletzt auch den Leser*innen – für sich zu bestimmen, welche Bedeutung sie dem Begriffspaar „toxische Männlichkeit“ zuschreiben, welchen Grad an Objektivierung sie anlegen und welche politischen, pädagogischen oder gesellschaftlichen Konsequenzen sich daraus ableiten lassen.

Das Handbuch gliedert sich in drei Teile und enthält folgende Beiträge:

1. Makroanalytische Einordnung toxischer Männlichkeit

Diana Lengsdorf bietet unter dem Titel *Die Konstruktion von Männlichkeit: sozial, politisch – auch toxisch?* eine grundlegende Einführung in die sozialwissenschaftliche Männlichkeitsforschung. Der Beitrag untersucht, wie Männlichkeit gesellschaftlich und politisch konstruiert wird und wie hegemoniale und toxische For-

men von Männlichkeit historisch in Institutionen, Politik und Machtverhältnisse eingebettet sind. Er zeigt, dass toxische Männlichkeit nicht nur individuelles Verhalten beschreibt, sondern eine strukturelle, hierarchische und gewalttätige Dimension von Geschlechterverhältnissen repräsentiert, die politische Macht und gesellschaftliche Ordnung prägt.

Birgit Sauer analysiert im Beitrag *Politische Führung, Autoritarismus und die Propagierung von Maskulinismus. Autoritärrechte Diskurse in Deutschland und Österreich*, wie rechtsautoritäre Parteien toxische Männlichkeit und Maskulinismus strategisch einsetzen, um politische Führung zu legitimieren und autoritäre sowie antidemokratische Strukturen zu stabilisieren. Sie zeigt, dass diese Form übersteigter Männlichkeit nicht nur Macht, Aggression und Hierarchie symbolisiert, sondern auch kulturelle Hegemonie und gesellschaftliche Kontrolle durch Verunsicherung, Bedrohungserzählungen und ideologische Mobilisierung ermöglicht.

Der Beitrag von Tobias Staiger, Gironimo Krieg, Maja Stiawa, Paul Nickel und Silvia Krumm befasst sich mit dem Zusammenhang von *Toxischer Männlichkeit und Gesundheit* und zeigt anhand epidemiologischer Befunde, dass traditionelle Männlichkeitsnormen das Gesundheitsverhalten von Männern in vielfacher Weise – auch für diese selbst – negativ prägen. Im Mittelpunkt stehen Unterschiede in Mortalität, Risikoverhalten, psychischer Gesundheit und der Inanspruchnahme von Präventions- und Versorgungsangeboten. Theoretisch wird Gesundheitshandeln als Teil der Konstruktion hegemonialer Männlichkeit verstanden. Anhand eigener empirischer Studien zu depressiv erkrankten Männern wird aufgezeigt, wie unterschiedliche Männlichkeitsorientierungen Krankheitsbewältigung und Hilfesuche beeinflussen. Abschließend diskutiert der Beitrag Chancen und Grenzen des Begriffs „toxische Männlichkeit“ für eine differenzierte, gendersensible Männergesundheitsforschung.

2. Manifestationen toxischer Männlichkeit

Der Beitrag *Toxische Männlichkeit im Netz – Männerrechte und die Manosphere* von Jennifer Degner-Mantoan analysiert die Manosphere als digital vernetztes Milieu, in dem toxische Männlichkeitsnormen, Antifeminismus und misogynen Denken verstärkt und normalisiert werden. Gruppen wie Pick Up Artists, Incels und Men Going Their Own Way reproduzieren hier rigide Vorstellungen männlicher Überlegenheit, wobei Frustration, Ablehnung und Kontrollverlust in Gewaltfantasien und -handlungen umgedeutet werden. Antifeministische Ideologien, Postfeminismus, Anti-Genderismus und Heteronormativität verbinden sich mit neoliberaler Selbstoptimierung zu einer kulturellen Normalisierung männlicher Dominanz. Die Manosphere fungiert als Nährboden für Hass, Cyberangriffe und reale Gewalt gegen FLINTA* und bildet Schnittstellen zu (extrem) rechten Strukturen. Insgesamt zeigt der Beitrag, dass toxische Männlichkeit online wie offline ein gesellschaftliches und demokratisches Problem darstellt.

Esther Lehnert befasst sich mit *Männlichkeiten in der Extremen Rechten* und zeigt, wie hegemoniale, soldatische Männlichkeitsbilder junge Männer für rechte Ideologien mobilisieren. Am Beispiel von Politikern wie Maximilian Kraus und Bewegungen wie der Identitären Bewegung wird deutlich, dass Antifeminismus, Gewaltbereitschaft und patriarchale Vorstellungen zentral sind. Männlichkeit dient dabei als Rekrutierungsinstrument und legitimiert die Abwertung von Frauen und „anderen“ Männern. Der Beitrag betont, dass Genderperspektiven unerlässlich sind, um Extreme Rechte und deren Ideologien zu verstehen, und warnt vor der Gefahr einer Relativierung dieser Zusammenhänge. Abschließend werden Forschungslücken und die Notwendigkeit genderreflektierter Präventionsarbeit hervorgehoben.

Martin Winter untersucht im Beitrag *Fleisch und Männlichkeiten – Symbolische, physische und langsame Gewalt in Geschlechter- und Tier-Mensch-Verhältnissen*, wie Fleischkonsum mit der Konstruktion toxischer Männlichkeiten verknüpft ist. Fleisch symbolisiert Stärke, Macht und Kontrolle über Tiere und Natur, legitimiert Gewalt und reproduziert geschlechtliche Hierarchien. Gleichzeitig wirkt er als „langsame Gewaltverhältnis“ auf Umwelt und Klima. Der Beitrag diskutiert zudem alternative Männlichkeitskonzepte, die diese Muster teilweise infrage stellen, ohne sie vollständig aufzulösen.

Im Beitrag *Partnergewalt gegen Frauen als Ausdruck toxischer Männlichkeit* von *Petra J. Brzank* wird Partnergewalt als gesellschaftliches Problem untersucht. Gewalt in Paarbeziehungen ist kein Einzelfall, sondern Ausdruck patriarchaler Geschlechterrollen, in denen Dominanz, Kontrolle und Aggression als „normal“ gelten. Frauen sind häufiger von schweren, systematischen Gewaltformen betroffen und leiden unter physischen, psychischen, sozialen und ökonomischen Folgen. Besonders gefährdet sind Frauen in vulnerablen Lebenslagen wie Schwangerschaft, Trennung oder ökonomischer Abhängigkeit. Prävention muss daher sowohl an individuellem Verhalten (Täterprogramme, Schulprojekte) als auch an gesellschaftlichen Strukturen (Gleichstellung, Schutzmaßnahmen) ansetzen. Solange toxische Männlichkeit weiterwirkt, bleibt Partnergewalt ein zentrales gesellschaftliches Problem.

Im Beitrag *Die Soziale Konstruktion von Männlichkeit im Amateurfußball* von *Philipp Niedermeyer* wird deutlich, wie toxische Männlichkeitsnormen den Amateurfußball prägen. Abweichungen von Heterosexualität oder traditionellen Männlichkeitsvorstellungen führen zu Ausgrenzung, abwertenden Kommentaren und Vermeidungshandlungen, z. B. beim gemeinsamen Duschen. Gewalt, Machtdemonstrationen und verbale Provokationen dienen der Absicherung von Dominanz und Männlichkeit. Gleichzeitig zeigt sich, dass Sportstrukturen und soziale Erwartungen Anpassungsdruck erzeugen, der persönliche Entfaltung einschränkt. Veränderungen erfordern geschlechtersensible Bildung, Vorbilder aus Profi- und Amateursport, Präventionsarbeit und professionell gestaltete soziale Arbeit im Sport.

Der Beitrag von Heidi Süß thematisiert *Toxische Männlichkeiten im deutschsprachigen Rap des 21. Jahrhunderts*. Süß zeigt, dass Rap, insbesondere Gangsta-Rap, in der medialen Wahrnehmung häufig als gewaltverherrlichend, frauen- und schwulenfeindlich gilt und so den Eindruck einer „toxischen“ Männlichkeit vermittelt. Der Beitrag untersucht die Widersprüche zwischen dieser Hypermaskulinität und neueren Entwicklungen, in denen Rapper zunehmend auch verletzbare, fürsorgliche oder reflektierende Seiten zeigen. Unter Rückgriff auf Männlichkeitsforschung wird Rap als homosoziale Männergemeinschaft interpretiert, in der hegemoniale, aber auch alternative Männlichkeitsentwürfe ausgehandelt werden. Süß diskutiert dabei sowohl die historischen, medial geprägten Missverständnisse als auch die intersektionalen Dimensionen von Geschlecht, Migration und sozialem Kontext. Aktuelle Entwicklungen zeigen eine partielle Reflexion der „toxischen“ Strukturen und eröffnen Perspektiven für profeministische, fürsorgliche Männlichkeitsentwürfe innerhalb der Szene.

3. Praxisfelder: Handlungsansätze in Prävention und Intervention

Der Beitrag *Toxische Männlichkeit – Ein schematherapeutischer Versuch* von Judith Kunde befasst sich mit dem Phänomen der toxischen Männlichkeit bei Männern, insbesondere am Beispiel von Soldaten und deren spezifischer Sozialisation. Er verknüpft die Theorie der hegemonialen Männlichkeit mit traditionellen Männlichkeitsvorstellungen und beleuchtet, wie diese internalisiert werden und sich in dysfunktionalen Verhaltens- und Emotionsmustern manifestieren. Aus schematherapeutischer Perspektive werden Entstehung, Aufrechterhaltung und mögliche therapeutische Ansätze zur Veränderung dieser Muster aufgezeigt, um sowohl die psychische Gesundheit der Betroffenen als auch die Qualität ihrer zwischenmenschlichen Beziehungen zu fördern.

Felicia Leimbach beschreibt *Toxische Männlichkeit als zentrales Wirkungsfeld in der Gewaltkonfliktberatung* der freien Straffälligenhilfe in Thüringen. Am Beispiel des Projekts Orange wird aufgezeigt, wie häusliche Gewalt mit verinnerlichten patriarchalen Rollenbildern, Kontrollansprüchen und Täterstrategien verknüpft ist. Der Text verdeutlicht die Bedeutung geschlechterreflektierter Täterarbeit zur Prävention erneuter Gewalt und zum Schutz von Betroffenen. Zugleich wird Gewaltkonfliktberatung als unverzichtbarer Bestandteil eines interdisziplinären Hilfesystems positioniert.

Sonja Marzock beschreibt in ihrem Beitrag *Die Verbindung von toxischen Männlichkeiten und Verschwörungsideologie – Eine Annäherung* die Verbindung von toxischer Männlichkeit und Verschwörungsideologie in Deutschland. Im Mittelpunkt stehen männliche Akteure, deren internalisierte Vorstellungen von Macht, Kontrolle und Dominanz die Hinwendung zu verschwörungsideologischen Narrativen begünstigen und familiäre sowie gesellschaftliche Konflikte verstärken. Auf Grundlage aktueller Forschung und Fallbeispiele aus der Beratungspraxis werden Mechanismen sichtbar, wie traditionelle Rollenbilder, Grandiosität und ideologi-

sche Desinformation zusammenspielen. Ziel des Beitrags ist es, Einblicke in die Dynamiken toxischer Männlichkeit zu geben und praxisnahe Strategien für den Umgang mit verschwörungsideologisch verstrickten Männern aufzuzeigen.

Till Dahlmüller, Ulla Wittenzellner und Lino Köhler beschreiben in ihrem Beitrag *Erklärungs- und Handlungsansätze zur Attraktivität maskulinistischer Influencer bei Jungen und jungen Männern*. Ausgehend vom Beispiel Andrew Tate analysieren sie, warum sexistische, antifeministische und gewaltvolle Männlichkeitsbilder insbesondere in Zeiten gesellschaftlicher Krisen Orientierung und Anziehungskraft entfalten. Unter Rückgriff auf Männlichkeiten-, Geschlechter- und Diskriminierungsforschung zeigen sie auf, wie Verunsicherung, Ohnmachtserfahrungen und tradierte Männlichkeitsanforderungen von maskulinistischen Akteuren strategisch aufgegriffen werden und stellen einen geschlechterreflektierten pädagogischen Ansatz vor, um der Hinwendung junger Männer zu Ideologien der Ungleichwertigkeit präventiv zu begegnen.

Der Beitrag *Männlichkeit: toxisch oder nachhaltig? Gleichstellungspolitische Herausforderungen für die Soziale Arbeit* von *Dag Schölper* befasst sich mit Männlichkeit in der Sozialen Arbeit und dient als Einführung in die gleichstellungspolitischen Herausforderungen bei Jungen, Männern und Vätern. Ausgehend vom Kinderlied „Ein Männlein steht im Walde“ wird die Vielgestaltigkeit von Männlichkeit reflektiert. Toxische Männlichkeit wird als schädlich beschrieben, nachhaltige Männlichkeit hingegen umfasst Fürsorge, Care und Gleichstellung. Ziel ist es, Männer in ihrer sozialen Verantwortung zu stärken und gesellschaftliche Gleichstellung zu fördern.

Sebastian Tipse schreibt in seinem Beitrag *Geschlechtersensible Pädagogik zum Abbau von toxischer Männlichkeit: Die feministische Jungenarbeit*, dass toxische Männlichkeit problematische, sozialisationsbedingte Einstellungen und Verhaltensweisen von Jungen und Männern umfasst, die anderen schaden und zugleich den eigenen Zugang zu Gefühlen blockieren. Sie entsteht durch Geschlechterstereotype und patriarchale Strukturen, die früh vermittelt werden. Feministische Jungenarbeit kann helfen, diese Muster zu erkennen, alternative Handlungsweisen zu entwickeln und so einen Beitrag zu einer gleichberechtigten und respektvollen Gesellschaft zu leisten.

Prof. Dr. Petra J. Brzank, Prof. Dr. Sabrina Schramme,

Prof. Dr. Stefan Kunde-Siegel

Kompetenzzentrum Intersektionalität und Gesundheit,
Institut für Sozialmedizin, Rehabilitationswissenschaften
und Versorgungsforschung, Hochschule Nordhausen

1. Makroanalytische Einordnung toxischer Männlichkeit

Die Konstruktion von Männlichkeit: sozial, politisch – auch toxisch?

Diana Lengersdorf

1. Einleitung: Geschlecht und gesellschaftliche Ordnungen

Die Erkenntnis, dass Geschlecht sozial konstruiert wird, lässt sich nach wie vor zu den bahnbrechenden Wissensbeständen der Geschlechterforschung zählen: Nicht nur die Geschlechterverhältnisse sind gesellschaftlich hervorgebracht, sondern auch die ins Verhältnis gesetzten Geschlechter selbst sind gesellschaftlich erzeugt. Die Frage, wie dies geschieht und in welcher Relation beides zueinandersteht, treibt die Geschlechterforschung weiter um. Um eines schon vorwegzunehmen: Eine eindeutige, für alle Zeiten gültige Antwort ist nicht zu erwarten und dies liegt im Gegenstand selbst begründet.

Beginnen wir mit der Geschlechterordnung und setzen bei den gesellschaftlichen Verhältnissen der Geschlechter zueinander an. Wir können uns z. B. anschauen, wie die Ordnung der Geschlechter durch Gesetze geregelt ist. Das Gleichberechtigungsgesetz vom 18. Juni 1957, um das jahrelang politisch gerungen wurde, regelt im Paragrafen 1357, (1) sehr konkret: „Die Frau ist berechtigt, Geschäfte, die innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises liegen, mit Wirkung für den Mann zu besorgen“. Damit wird es Frauen gesetzlich möglich, bestimmte Verträge selbstständig zu schließen, zudem werden „Frau“ und „Mann“ als Ehefrau und Ehemann bedeutsam, was im Paragrafen zuvor auch erläutert wird. Ebenso instruktiv ist ein Blick in Analysen zur Sozialstruktur. Hierbei kann uns interessieren, welche Geschlechter welche Teilhabemöglichkeiten haben, z. B. durch die Einkommensverteilung. In einer „Hintergrundinformation“ zur Lohngerechtigkeit des BMFSFJ von 2025 lässt sich lesen: „Überall in Europa verdienen Frauen weniger als Männer“. Auch hier werden zwei Geschlechter vorausgesetzt, allerdings diesmal im Plural „Frauen“ und „Männer“. Geographisch-politisch („Überall in Europa“) lässt sich ein Verhältnis über den Verdienst herstellen, das ungleich („weniger“) ist. Wir könnten uns aber auch auf die Preisgestaltung von Betrieben fokussieren, wie dies eine Studie im Auftrag der Antidiskriminierungsstelle des Bundes von 2017 (an der Heiden/Wersig 2017) zeigt, z. B. im Hinblick auf Friseur*innen: „89 Prozent der Friseur*innen bieten bei gleichen Kurzhaarschnitt-Angeboten unterschiedlichen Preise für Frauen und Männer an, wobei Frauen 12,50 Euro durchschnittlich mehr zahlen“. Die Untersuchung betrachtet „gleiche Kurzhaarschnitt-Angebote“. Von diesem Anteil wird herausgerechnet, wie viele Friseur*innen unterschiedliche Preise für Frauen und Männer verlan-

gen. Diese ungleiche Preisgestaltung richtet sich also zweigeschlechtlich nach „Frauen“ und „Männern“.

Neben solchen gesetzlichen Regelungen, Chancen auf Teilhabe an wichtigen gesellschaftlichen Ressourcen und betrieblichen Entscheidungen, ordnet Gesellschaft Geschlechterverhältnisse auch durch Vorstellungen vom *Normalen* und Allgemeinen. (Wissens-)soziologisch würden wir hier vom common sense sprechen, aber auch Begriffe wie Normativität oder Normalisierung spielen in der Forschung eine zentrale Rolle. In dieser Forschungsperspektive stehen alltägliche Handlungen, alltägliches Denken und Wissen im Fokus, die wir mit anderen teilen. An diesem Wissen orientieren sich viele Menschen bei Alltagsentscheidungen, meistens auch ohne weiter darüber nachzudenken, sondern ganz selbstverständlich. Dies hat den Vorteil, dass wir nicht in jeder kleinen Alltagssituation erstmal lange darüber nachdenken müssen, was wir nun sagen oder was wir als nächstes tun, sondern wir können uns in den *normalen* Fluss von Routinen begeben und wir können uns darauf verlassen, dass alle anderen Menschen genauso handeln. Manchmal erleben wir dabei, dass etwas ins Stocken gerät, z. B., weil einzelne Menschen nicht erwartbar reagieren. In der Pandemie haben wir zahlreiche solcher Erfahrung machen können, denken wir nur an den Einkauf im Supermarkt und die hier geltenden Abstandsregeln oder bisherige Höflichkeitsgesten wie das Händeschütteln, die nun unhöflich waren. Auch wenn uns die neuen Handlungsweisen am Anfang verwirrend erschienen, stellte sich erstaunlich schnell eine Routine damit ein und alles lief wieder reibungslos. In der Pandemie sind viele Regeln des Miteinanders von staatlicher Seite initiiert worden, hatten eine konkrete Begründung (Infektionsschutz) und einen Anfangspunkt (Coronaschutzverordnung März 2020). Was wir dabei auch erlebt haben, ist, dass diese Begründung von einigen Menschen auf Demonstrationen infrage gestellt wurde, dass aber die *breite Mehrheit* sie mitgetragen hat.

Bei Geschlechterverhältnissen haben sich über einen sehr langen Zeitraum ebenfalls Regeln des Miteinanders eingeschliffen, über deren Begründung wir kaum noch etwas wissen. Dies auch, weil sich die Frage danach nicht mehr stellt. Wir wissen nur noch, dass man das halt so macht, dass es irgendwie alternativlos, vielleicht sogar natürlich erscheint. Zumindest läuft so alles scheinbar reibungslos. Und weil alles wie immer läuft, schreiben sich diese *normalen* Verhältnisse auch in unsere Körper ein, sodass wir gesellschaftliche Ordnungen verkörpern. Wenn uns z. B. immer wieder von anderen zugeschrieben wird, dass wir stärker sind als andere und wir deshalb auch immer gebeten werden Dinge zu erledigen, bei der Muskelkraft eingesetzt werden muss, dann gewinnen wir wiederum Muskelmasse dazu und verfeinern unsere Hebetekniken – wir werden noch stärker. Gesellschaftliche Ordnungen regulieren auch, wie wir uns bewegen (z. B. die Beine beim Sitzen ausbreiten), was wir gerne essen (z. B. Schweinshaxe) und wie wir aussehen wollen (z. B. runder *booty*), aber auch wie wir uns fühlen (z. B.

Angst nachts im Park) und uns spüren (z. B. warm und weich), um nur einige weitere Beispiele zu nennen.

Dieser Gedanke macht die Sache jetzt aber kompliziert: Wenn das Verhältnis von Geschlechtern gesellschaftlich geordnet ist bzw. wird (z. B. Mann/Frau, männlich/weiblich), ist dann das, was ins Verhältnis gesetzt wird, von Gesellschaft getrennt zu denken? Diese Frage zielt zum einen auf die Begründung von Zweigeschlechtlichkeit und des Weiteren auf die Frage, ob die Verhältnisse innerhalb eines Geschlechts auch gesellschaftlich geordnet sind.

Hier lohnt ein interdisziplinärer Blick. Die geschichtswissenschaftliche Geschlechterforschung hat in zahlreichen Untersuchungen gut belegen können, dass die Zweigeschlechtlichkeit ein gesellschaftliches Verständnis ist, das im Zuge anderer umwälzender sozialer Entwicklungen entstanden ist, z. B. Industrialisierungsprozesse, Nationenbildung, Aufklärung, Individualisierung. *Entstanden* meint hier auch, dass es durchaus widerstreitende Positionen zu Geschlecht gab, z. B. in der Anatomie/Medizin die Frage, ob eine Ein- oder Zweigeschlechtlichkeit bei Menschen vorliegt. Es wurden männliche und weibliche Verhältnisse von Hirngrößen vermessen, Muskelmasse oder Hormonstände erhoben, männliche oder weibliche Genitalien in Anatomiehandbüchern beschrieben. Wenn wir uns von den medizinischen Laboren dem geschriebenen Wort zuwenden, so zeigt ein Blick in die literaturwissenschaftliche Forschung, dass sich Menschen zunehmend für literarische Gattungen, wie Romane, interessierten, in denen Menschen als Person mit eigenen Eigenschaften erzählbar werden, Entwicklungen durchmachen und Protagonist*innen ihren Anspruch auf Besonderheit erhoben. Bei diesen Erzählungen spielte zunehmend die Beschreibung von weiblichen oder männlichen Charaktereigenschaften eine Rolle, die zugleich auch die Stellung in einer neuen – weniger feudalen Gesellschaft – beschrieben. So wurden männliche Nationalhelden heraufbeschworen, weibliche Empfindsamkeit ausgeführt oder die Freuden des Ehelebens erzählt. Es bestand ein großes gesellschaftliches Interesse an Geschlecht als Zweigeteiltes, als Differenz der Zwei. Zweigeschlechtlichkeit etablierte sich als eine gesellschaftliche Selbstverständlichkeit, die zunehmend alternativlos erschien und sich immer wieder an sich selbst erinnert.

Jetzt kommt das große *Aber*: Zweigeschlechtlichkeit geht und ging nie *total* auf, es gab und gibt immer Möglichkeiten des Dazwischen und des Jenseits, Möglichkeiten, wo Routinen nicht reibungslos laufen, Möglichkeiten sich selbst und andere in einer Vielfalt zwischen Mann und Frau zu erleben, Möglichkeiten Unterschiede in der eigenen Gruppe als bedeutsamer zu erfahren, als im allgemeinen Frau- oder Mannsein aufzugehen. Und in diesen Möglichkeitsräumen wird deutlich, dass nicht nur das Verhältnis der Geschlechter zueinander sozial konstruiert ist, sondern dass das, was je als Geschlecht gilt, was im Gesellschaftlichen als Geschlecht verstanden wird, ebenfalls gesellschaftlich hergestellt ist.

Eine Antwort auf meine eingangs gestellte Frage, ist daher auch nicht universell zu geben, sondern immer nur temporär, historisch spezifisch, provinziell, kontextabhängig etc., sowohl Geschlecht(er) als auch das Verhältnis von Geschlecht(ern) sind kontingent, weil sie gesellschaftlich hervorgebracht sind. Denn wenn wir über gesellschaftliche Ordnungen sprechen, dann müssen wir uns vergegenwärtigen, dass diese immer grundlegend offen sind für Veränderungen und Umgestaltungen. Sie sind kontingent. Sie sind veränderbar. Sie wandeln sich. Um dies deutlich zu sagen: Dieser Wandel muss nicht immer einer sein, der Diana Lengersdorf froh und glücklich stimmt. Gesellschaftliche Ordnungen können auch von autoritären, antidemokratischen, antifeministischen Positionen in Frage gestellt werden. Gesellschaftliche Ordnungen sind von allen Seiten hinterfragbar. Sie sind hinterfragbar, weil sie keinen Grund haben, der außerhalb von Gesellschaft liegt. Gesellschaftliche Ordnungen sind durch Gesellschaft gemacht und werden durch Gesellschaft verändert. Auch die Ordnung der Geschlechter ist gesellschaftlich gemacht. Damit sind auch Geschlechter und Geschlechterverhältnisse veränderbar. Auch Geschlechter und Geschlechterverhältnisse haben keinen Grund, der außerhalb von Gesellschaft liegt.

Dies gilt auch für den Gegenstand dieses Handbuches. Jana Fritsche (2024) hat in einer Untersuchung zentraler sozialwissenschaftlicher Texte der Männlichkeitsforschung sehr anschaulich gezeigt, dass der Forschungsgegenstand *Mann*, *Männlichkeit* erst einen spezifischen „gesellschaftlichen Nährboden“ (S. 3) brauchte, um wahrscheinlich zu werden. Wir werden uns im Handbuch nun insbesondere damit beschäftigen, inwiefern *Toxische Männlichkeit* wahrscheinlich werden konnte und wie sich *Toxische Männlichkeit* verstehen lässt, sodass es für sozialarbeiterische Forschung und Praxis produktiv wird.

In meinem Beitrag habe ich das Privileg sehr grundlegend ansetzen zu können, und konzentriere mich dabei auf die Frage, wie eine Ordnung der Verhältnisse unter Männlichkeiten zur Stabilisierung von Geschlechterverhältnissen beiträgt. Ich werde zunächst in das zentrale Konzept der Männlichkeitenforschung einführen: *Hegemoniale Männlichkeit*. Das Konzept wurde bereits in den späten 1970er Jahren in die Diskussion eingebracht und ist spätestens seit den 2000ern weltweit eine „Leitkategorie“ (Meuser 2006). Meinen Fokus werde ich bei der Darstellung auf den faszinierenden Zusammenhang legen, dass *Hegemoniale Männlichkeit* das Soziale und das Politische konzeptionell sehr eng miteinander verwebt. Dabei werde ich zwei Aspekte der Konzeption besonders in den Blick nehmen: Erstens stellt das Konzept *Hegemoniale Männlichkeit* eine am Politischen ausgerichtete Forschungsagenda dar. Zweitens trägt das Konzept *Hegemoniale Männlichkeit* zur Sozialtheorie bei und will einen Beitrag leisten, *das Soziale, Sozialität* anders, besser zu denken.

2. Hegemoniale Männlichkeit: Politisch

Das Konzept *Hegemoniale Männlichkeit* geht maßgeblich auf die Arbeiten von Raewyn Connell zurück und ich möchte zunächst an frühe Entstehungszusammenhänge erinnern. Raewyn Connell hat nie ein Geheimnis daraus gemacht, dass ihre Forschungen an der Schnittstelle von politischem Aktivismus und wissenschaftlichen Arbeiten zu situieren sind. Eines ihrer Ziele – so formuliert sie es 1987 in dem Buch „Gender & Power“ – ist es Formen der Analyse zu entwickeln, deren Ergebnisse dazu beitragen können, strategische Argumente in politischen Auseinandersetzungen zu bringen (vgl. Connell 1987: xiv). Es wundert daher wenig, dass die Hervorbringung des Konzeptes *Hegemoniale Männlichkeit* eng mit den sozialen Bewegungen der 1960er und 1970er Jahre verbunden ist, vor allem der Frauen- sowie der Schwulen- und Lesbenbewegung in Australien. Hier sind es z. B. Fragen geschlechtlicher Arbeitsteilung aber auch von Polizei-Gewalt gegen männliche Homosexuelle, die Connell interessieren. Hinzu kommen dann auch Forschungsprojekte, z. B. zur Klärung der Frage nach hohen Schulabbruch-Quoten an Arbeiter*innenklasse-Highschools, die Frage also nach Klassenzugehörigkeit und Geschlecht oder auch seit den 2000ern zunehmend postkoloniale Kritiken und eine Dekolonialisierung soziologischen Wissens. Diese Forschungsagenda lässt sich durchaus als ein Interesse am Politischen verstehen, an der Frage wie Welt aufgeteilt ist und wer an Welt teilhaben kann. Zugleich stellt Connell auch Forschung selbst in Frage, wenn sie z. B. danach fragt, warum so selten Ergebnisse soziologischer Kolleg*innen aus Kenia oder Trinidad und Tobago zur Kenntnis genommen werden. Damit eröffnet sie einen Möglichkeitsraum, dass eben auch Forschung selbst anders sein könnte und stellt unsere Routinen des Forschens in Frage.

Die Grundfesten des Konzeptes *Hegemonialer Männlichkeit* werden von Connell ebenfalls im Politischen verankert. Zunächst versteht Connell mit Carrigan und Lee „the constitution of masculinity as a political order“ (Carrigan/Connell/Lee 1985: 552). Da die Grundordnung von Männlichkeit als politische Ordnung verstanden wird, kann Connell an Konzepte anschließen, die sich mit politischen Ordnungen beschäftigen. Dazu gehört das Konzept der Hegemonie. Wie Connell zusammen mit Messerschmidt bemerkt (2005), war es in den 1980er Jahren üblich die Stabilisierung politischer Ordnung über das Konzept der Hegemonie zu verstehen.

Hegemonie ist in erster Linie eine Denkfigur aus der Politikwissenschaft, die eng mit den Schriften Antonio Gramscis – besonders mit seinen sog. *Gefängnisheften* – und postmarxistischen Positionen verbunden ist. Um Martin Nonhoff – einem zentralen Vertreter der Hegemonietheorie im deutschsprachigen Raum – zu zitieren, geht es um ein Verständnis darüber, „weshalb und auf welche Weise sich trotz der Offenheit des Sozialen immer wieder relativ stabile Formationen der Vorherrschaft einstellen“ (Nonhoff 2019: 542). Hegemonie, und das ist nun

für uns als Geschlechterforscher*innen wichtig, ist an antagonistische Strukturbedingungen von Gesellschaft gebunden. Gramsci ging es darum, Klassen als Einheiten zu verstehen, die er als Blöcke dachte. Diese Blöcke stehen sich in einem klaren Gegensatz gegenüber. Damit es gelingen kann, ein Verständnis von einheitlichen Blöcken zu etablieren, die dann auch noch entgegengesetzt angeordnet sind – einen Antagonismus –, braucht es einen Prozess, der alles, was Dazwischen ist, alles, was quasi die Einheit stört, still stellt. Dieser Prozess wird als Hegemonie bezeichnet. Hegemonie ist keine fixierte Relation, sondern ein dynamischer, nie abgeschlossener Prozess der Einigung (grundlegend: Laclau/Mouffe 2006 [1985]). Erreicht wird Hegemonie nicht über die direkte Ausübung von Gewalt und Zwang, sondern über eine fortlaufende Erzeugung von Zustimmung und Konsens weiter Bevölkerungsteile. So kommt Connell auch zu dem Schluss, dass hegemoniale Männlichkeit etwas ist, „what large numbers of men are motivated to support“ (1987: 185). Damit verdeutlicht Connell zum einen, dass die Realisierung hegemonialer Männlichkeit an einer grundlegenden Unterstützung gebunden ist, die nicht nur von jenen hervorgebracht wird, die von hegemonialer Männlichkeit profitieren. Und des Weiteren weist Connell darauf hin, dass es nicht allein um die Unterstützung selbst geht, sondern die Frage, wie sich eine Motivation einstellt. Um diese Motivation zur Unterstützung zu gewährleisten, müssen die gefundenen Kompromisse immer wieder neu ausgelotet werden, denn wie wir bereits weiter oben diskutiert haben, ist gesellschaftliche Ordnung immer in Bewegung. Dies kann daher nur erreicht werden, wenn auch Interessen, Bedürfnisse, Weltauffassungen etc. jener Gruppierungen aufgenommen werden, die nicht durch hegemoniale Konstellationen privilegiert sind, sondern in ein beherrschtes Verhältnis gesetzt werden. Mit Ernesto Laclau und Chantal Mouffe können wir diesen Moment des *aufgenommen-werdens* als Gleichwertigkeits-Ketten, als „Äquivalenzketten“ verstehen: Es werden Wahrheiten an Wahrheiten, Aussagen an Aussagen, Wissen an Wissen geknüpft, die als gleichwertig erscheinen und dadurch die so aufgereihten Kettenelemente als Gesamtheit plausibel werden lassen. Für unsere Diskussion bedeutet dies, dass eine Gesamtheit hervorgebracht wird, die wir gemeinsam als *der Mann* verstehen. Kettenelemente können z. B. sein: körperliche Stärke, es leichter im Leben haben als Frauen, Entscheider, in Vollzeit erwerbstätig, Bart, für die Familie sorgen. Durch die Äquivalenzkette müssen die einzelnen Kettenelemente nicht mehr ständig *als Mann, als männlich* begründet werden, weil die Gesamtheit der Kette (*der Mann*) legitim und anerkannt ist. Zudem erscheinen die Kettenelemente über die Zeit nicht mehr von besonderer Bedeutung zu sein und können so (sozial) vergessen werden. Eine Denk-, Wissens- und Handlungsroutine schleift sich ein.

Nun kommt allerdings der Clou hegemonietheoretischer Überlegungen: Es können auch immer wieder neue Elemente in die Kette aufgenommen oder andere ausgetauscht werden, ohne, dass die Kette als Gesamtheit aufhört Kette zu sein. Dies geschieht z. B., wenn es gesellschaftliche Auseinandersetzung und In-

fragestellungen gibt. Beispielsweise wurde Anfang der 2000er Jahre – auch aufgrund politischer Initiativen, wie zur Elternzeit in Deutschland – zunehmend die Position des Vaters nur als Ernährer der Familie in Frage gestellt. Diese Debatte wurde aber nicht nur als eine familienpolitische Frage diskutiert, sondern auch vor dem Hintergrund einer „Krise“ von Männlichkeit. Dabei wurde deutlich, dass Mannsein und Vatersein noch sehr gut zusammen funktionieren, aber die Rolle des Hauptnährers der Familie irgendwie nicht mehr passend war, z. B., weil in heterosexuellen Partnerschaften auch Frauen in Vollzeit arbeiten wollten, aber auch weil Väter den Anspruch erhoben, an einer wichtigen Entwicklungsphase ihres Kindes teilhaben zu wollen. Die Kette *Mann ist, wer Vater ist, wer Ernährer der Familie ist*, ging nicht mehr immer reibungslos auf. Es entstand das, was Connell mit Gramsci als „the conflict of interest“ (Connell 1987: 264) bezeichnet. Und genau hier, wo um widersprechende Interessen gerungen wird, „could be a struggle for hegemony, and older forms of masculinity might be displaced by new ones“ (Connell/Messerschmidt 2005: 833). In der Geschlechterforschung ließen sich dann auch neue Formen von Männlichkeit beobachten, die wir mit dem Konzept der *caring masculinities* (u. a. international: Elliott 2016, Deutschland: Scholz/Heilmann 2019) umschreiben. Bei *caring masculinities* geht es nicht mehr allein um eine (finanzielle) Absicherung der Familie durch die Erwerbsarbeit – ein Sorgen für die Familie, sondern die väterliche Sorge findet zusätzlich auch in der Familie statt, vom Windeln wechseln übers Trösten bis zum Mittagessen kochen. Care und Männlichkeit werden auf neue Weise miteinander verknüpft, allerdings, ohne dass dabei die Universalie *der Mann*, also die grundlegende Ordnungsstruktur, gefährdet wäre.

Für uns ist die Erkenntnis zentral, dass *der Mann* als Einheit, als Universalie fortlaufend stabilisiert wird, indem sich ein Konsens einstellt, dem viele Menschen zustimmen können. *Zustimmen* meint hier nicht nur ein konkretes Ja-sagen oder eine Diskussion, an deren Ende dann alle einverstanden sind, *zustimmen* meint vor allem auch, dass ein reibungsloses Miteinander entsteht. Der Konsens geht in den Alltagsverstand über, er wird selbstverständlicher Bestandteil unsers Lebens. Dabei wird verdeckt, dass dieser Konsens ein Herrschaftsverhältnis stabilisiert, denn die Stabilisierung der Einheit *der Mann* geht mit einer antagonistischen Absetzung aller Weiblichkeiten einher und zugleich werden andere Männlichkeiten als Alternative weitestgehend verunmöglicht oder aber in ein hierarchisches Verhältnis zu *der Mann* gesetzt.

Mit dem Konzept *Hegemoniale Männlichkeit* können wir in der Forschung das Politische in der Offenheit des Sozialen untersuchen. Unser Blick richtet sich dabei einmal auf die alltäglichen Gewohnheiten, die selbstverständlichen Gewissheiten und des Weiteren auf jene Momente, in denen die bestehenden Kräfteverhältnisse, die bestehenden gesellschaftlichen Ordnungen infrage gestellt werden. Connell verwendet dabei einen weiten und prozessualen Begriff von Politiken („politics“) als einen wesentlichen Teil sozialen Lebens, „simply an essential

part of social life“ (Connell 1987: 259). In dieser Logik ist das Politische sehr eng verwoben mit dem Sozialen. Und damit komme ich zu meinem zweiten Aspekt.

3. Hegemoniale Männlichkeit: Sozial

Als zweiten Punkt möchte ich in Erinnerung rufen, dass Connell mit der Entwicklung des Konzeptes *Hegemoniale Männlichkeit* einen Beitrag zu einer Sozialtheorie leisten will: „It has been one of my main aims to develop forms of analysis that were credible as social theory and which also key in to strategic argument“ (Connell 1987: xiv). So entwickelt sie in *Gender & Power* (1987) eine frühe Form von Praxistheorie, die erstaunlicherweise innerhalb der dann in den späten 1990er Jahren einsetzenden Entwicklung praxistheoretischer Grundlegungen in den deutschsprachigen Sozialwissenschaften kaum bis gar nicht zur Kenntnis genommen wurden (prominent: Reckwitz 2003, Hörning/Reuter 2015, Schäfer/Daniel/Hillebrandt 2015, Schäfer 2016). Einige zentrale erkenntnistheoretische Vorteile von Praxistheorien sind: dass wir *das Soziale* nicht nur in einer Gemeinschaft der Menschen denken müssen, aber auch, dass der Körper und Körperlichkeit für Sozialität ernst genommen werden kann, dass Gesellschaft nicht als eine in sich geschlossene und definierte Einheit betrachtet werden muss, dass Wissen auch als praktisches Wissen bedeutungsvoll wird und dass Personen in unseren Untersuchungen Subjekte sind, die durch komplexe soziale Prozesse hervorgebracht werden.

Connell fasst Männlichkeiten daher mit Messerschmidt als „configurations of practice that are accomplished in social action and, therefore, can differ according to the gender relations in a particular social setting.“ (Connell/Messerschmidt 2005: 836). Und hegemoniale Männlichkeit „as a pattern of practice“ (vgl. Connell/Messerschmidt 2005: 832). Die soziale Konstruktion von Männlichkeit(en) lässt sich in diesem theoretischen Bezugsrahmen also verstehen, als eine Formation von spezifischen Praktiken. Bestimmte – und in der Forschung bestimmbare – Praktiken formieren sich, sie verbinden sich in Handlungsvollzügen. Wie wir uns bereits weiter oben erarbeitet haben, sind diese Handlungsvollzüge nicht beliebig, sondern unterscheiden sich durch die gesellschaftliche Ordnung, die im konkreten Kontext von Bedeutung ist. Durch Praktiken werden also verschiedene, unterscheidbare Männlichkeiten hervorgebracht und mit dem Konzept *Hegemoniale Männlichkeit* können wir jene spezifische Praktikenformation untersuchen, die zur Stabilisierung aller Männlichkeiten beiträgt.

Dies führt uns zu einem weiteren Vorteil praxistheoretischer Ansätze: Die analytische Trennung zwischen der Handlungs- und der Strukturebene im Sozialen kann zugunsten einer höheren Komplexität überwunden werden. In dieser Logik ist soziale Struktur dann als das Zusammenspiel struktureller Elemente zu fassen. Diese Relationierung ist kein stabiles Gerüst oder ein einheitliches,

distinktes gesellschaftliches Muster, sondern es ist immer unvollständig und es ist immer in Bewegung (vgl. Connell 1987: 116). Erst diese Bewegung in den Relationierungen struktureller Elemente ermöglicht es, Hegemonie als eine zentrale Form der Stabilisierung der Vorherrschaft von Männlichkeit zu etablieren – oder mit Connells eigenen Worten: „The product of the process is not a logical unity but an empirical unification. It happens on particular terms in particular circumstances“ (Connell 1987: 116). Damit eröffnet Connell einen Forschungsraum, in dem wir Geschlechterverhältnisse im Kleinklein des Alltages ebenso untersuchen können, wie wir uns auch dafür interessieren können, warum Lohnungleichheiten in Deutschland (auch) durch Geschlecht geordnet sind. Bei beiden Perspektiven können wir mit dem Konzept *Hegemoniale Männlichkeit* arbeiten.

Wenn wir in unserer Forschung die Linse sehr weit aufziehen, z. B. Deutschland in den Blick nehmen oder sogar auf globale Dimensionen fokussieren, dann läuft die Ordnung von Geschlecht immer stärker auf eine strukturelle Formation zu, die Connell in den späten 1980er Jahren als „the global dominance of men over women“ fasst (Connell 1987: 187). Allerdings müssen wir uns immer vergegenwärtigen, dass hegemoniale Männlichkeit als empirische Vereinheitlichung erst durch spezifische gesellschaftliche Umstände hervorgebracht wird und grundlegend offen ist für sozialen Wandel (vgl. Connell 1987: 832). Denn die Möglichkeit einer fortlaufenden Veränderung ist konstitutiv für die Stabilisierung hegemonialer Männlichkeit. Gerade weil es sozialen Wandel gibt, kann über gemeinsame Positionen gesprochen, gestritten und verhandelt werden. Damit ist hegemoniale Männlichkeit immer analytisch als historisch spezifische Formation zu verstehen, die an bestimmte Konstellationen von Raum und Zeit gebunden ist. Und, hegemoniale Männlichkeit ist entstanden. Dies impliziert zugleich auch, dass hegemoniale Männlichkeit wieder verschwinden kann, dass hegemoniale Formationen sich erschöpfen, in dem Sinne, dass keine Einheit mehr erzeugt werden kann, „practices of unification like all other practices, may fail“ (Connell 1987: 222).

4. Wandel von Männlichkeiten: Ein Beispiel aus der soziologischen Forschung

Die Frage, ob und wie sich hegemoniale Männlichkeit verändert, ist mein zentrales Erkenntnisinteresse. Ich untersuche den Wandel hegemonialer Männlichkeit als eine Veränderung der Universalie *der Mann*, zugleich auch als eine Entwicklung der Vielfalt von Männlichkeiten. Dabei fokussiere ich auf Praktiken des Erzählens über Mannsein in Interviews und Gruppendiskussionen. Mein forschender Blick geht sehr tief in Themen, Erklärungen und Begründungen, die Menschen uns Forschenden erzählen, aber vor allem auch – durch eine besondere Interpre-

tationstechnik¹ – zu den Selbstverständlichkeiten, an denen sich die interviewten Personen in der konkreten Interviewsituation oder auch in erzählten Ereignissen orientieren. Dieses geteilte Wissen, wissen die Personen, aber nicht (nur) in einem reflexiv-verfügbaren Modus, sondern es drückt sich aus, es dokumentiert sich. In der Gruppendiskussion zeigt sich das dann, z. B. indem sich alle zustimmend einig sind oder indem eine Metapher erzählt wird, die alle verstehen. Wir Forschende können in dieser Situation dann erleben – und später am Schreibtisch anhand von Datenmaterial analytisch rekonstruieren – wie Männlichkeit gemeinsam hergestellt wird, aber auch, wo eine Konstruktion misslingt.

Der Wandel hegemonialer Männlichkeit ist kein einfacher Forschungsgegenstand, da wir es nicht mit einem grundlegenden Umbruch zu tun haben, sondern es handelt sich meistens um (kleine) Verschiebungen oder neue Verknüpfungen, die dann in der Interviewsituation für die Teilnehmenden plötzlich erfahrbar – aber nicht immer sagbar – werden. Bei Gruppendiskussionen führt das dann dazu, dass gestritten wird oder dass sich ein Raum von Fragen eröffnet, wo alle das erste Mal zusammen drüber sprechen können. Manchmal sind es auch nur einzelne Teilnehmende, die ihren Gedanken nachhängen – ohne dass jemand verbal darauf reagiert. Häufig lässt sich die gegenwärtig erlebte Männlichkeit auch erst im Kontrast zu vergangenen Männlichkeiten schärfen (z. B. zum eigenen Vater) oder indem auf Männlichkeiten verwiesen wird, die deutlich von den eigenen Praktiken abgesetzt werden (z. B. als Vater nur Geldverdienen ist ein riesen Fehler). Oft werden wir Forschenden in der Interviewsituation auch überrascht, denn Elemente von Männlichkeit sind auch in Erzählungen nicht immer nur logisch verknüpft, sondern können widersprüchlich aufeinander verweisen. Der Widerspruch wird von den Teilnehmenden nicht als solcher erlebt, obwohl er für uns gerade mitten im Raum steht. Aber genau hier wird es für uns Wissenschaftler*innen interessant, denn in solchen Situationen erlebte – oder auch aus dem Material rekonstruierte – Widersprüche, können ein Hinweis auf eine hegemoniale Konstellation sein. Hegemoniale Konstellationen helfen uns im Alltag – und eben auch in Interviewsituationen – Widersprüche nicht als solche zu erleben, da sie durch Äquivalenzketten plausibel (gemacht) sind.

Es sind nicht nur solche Überraschungen, warum Forschung so viel Spaß macht, sondern auch die Möglichkeit mit anderen zusammen zu denken. So teile ich mein Erkenntnisinteresse mit Michael Meuser von der Technischen Universität Dortmund. Im Zeitraum von 2016 bis 2019 haben wir ein soziologisches Forschungsprojekt durchgeführt zusammen mit Diana Baumgarten, Tanja Jecht, Patricia Lauterbach und Kai Seidensticker, bei dem wir uns insbesondere für den Zusammenhang von Männlichkeit und Erwerbsarbeit interessiert haben.²

1 Dokumentarische Methode der Interpretation (u. a. Bohnsack 2021).

2 Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, Titel: Neujustierung von Männlichkeiten. Auswirkungen der Transformation von Erwerbsarbeit und des Wandels von Geschlech-

Dass Männlichkeit und Erwerbsarbeit eng verknüpft sind, ist gut dokumentiert und wird mit dem Konzept der industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktion gefasst (u. a. Lengersdorf/Meuser 2010). Uns interessierte nun die Frage, ob sich diese Verknüpfung in einer Neukonfiguration oder sogar in Auflösung befindet, vor dem Hintergrund eines grundlegenden Strukturwandels von Erwerbsarbeit. Das Erkenntnisinteresse speiste sich auch aus einem anderen Forschungsprojekt zum Wandel von Vaterschaft (u. a. Behnke/Lengersdorf/Meuser 2013), wo sich Veränderungen im Verständnis erzählter väterlicher Praxis zeigten und dies mit Unsicherheiten aber auch Gestaltungsspielräumen bei der Lohnarbeit in Verbindung gebracht wurde. Während wir uns hier der hegemonialen Männlichkeit über Vaterschaft näherten, wollten wir im daran anschließenden Projekt nun Männlichkeit über Erwerbsarbeit in den Blick nehmen. Hegemoniale Männlichkeit lässt sich vor allem inmitten von Erwerbsarbeit und Familie verorten, ein Wandel hegemonialer Männlichkeit ließ sich also genau dort vermuten (u. a. Meuser/Scholz 2012).

Zur Datenerhebung haben wir Gruppendiskussionen (und ergänzend narrative Einzelinterviews) eingesetzt.³ Die Methode der Gruppendiskussion ist besonders geeignet, da wir uns einmal für gemeinschaftlich geteiltes Wissen interessieren und des Weiteren, da während der Diskussion auch eine Verhandlung von Männlichkeit stattfinden kann. Die von uns ausgewählten Gruppen kannten sich alle schon vor unserer Erhebung, zumeist aus beruflichen Kontexten. Wir können also davon ausgehen, dass die Gruppen schon öfter miteinander über für sie relevante Themen diskutiert und sich untereinander in Diskussionen erlebt haben. Die Diskussion beginnt mit einem von uns Forschenden gesetzten Erzählimpuls, eine Einstiegsfrage zum Verständnis des Mannseins und dann läuft die Diskussion weitestgehend von selbst.

Bei den meisten Gruppen wurde bereits im Einstieg auf Elemente des Ernährers der Familie eingegangen. Mann-sein und Ernährere-sein und Familie-haben, werden zusammen erzählt. Für manche Gruppen stellt diese Verbindung einen Konsensraum her, bei dem sich alle darauf einigen können, dass er wesentlich fürs Mannsein ist. Dabei wird auch der Begriff „Verantwortung“ mit verknüpft (siehe dazu im Detail: Baumgarten/Lengersdorf/Meuser 2019, Lengersdorf/Meuser 2020). Dies z. B. bei einer Gruppe von fünf Personen aus dem Eventmanagement, die diesem Wortbeitrag eines ihrer Gruppenmitglieder gemeinschaftlich zustimmen:

terverhältnissen auf männliche Lebenslagen, Projektnummer 280623772 (<https://gepris.dfg.de/gepris/projekt/280623772> Abfrage: 08.03.2026).

3 Datenerhebung: Gruppendiskussion (N=27), Einzelinterviews (N=19); Datenanalyse: Dokumentarische Methode der Interpretation; selektives und theoretisches Sampling.

„Verantwortung zu tragen, eine Familie ernähren zu können – wenn man eine Familie natürlich hat – oder sich selbst und sein Umfeld ernähren zu können und eigentlich Hauptbegriff ‚Verantwortung tragen‘ ist für mich eigentlich das Wichtigste als Mann.“ (Gruppendiskussion (GD) 04)⁴

Hier wird eine argumentative Kette aufgemacht, die Aussagen verbindet: „Verantwortung tragen“ stellt den „Hauptbegriff“, „das Wichtigste“ für Mannsein dar und es ist – zumindest additiv – mit „ernähren können“ verbunden. Das Objekt, das ernährt werden soll, kann „Familie“, „selbst“ und/oder „Umfeld“ sein. Die Gruppe stimmt dieser Aussage sehr deutlich im Folgenden zu, sodass wir von einem geteilten Bedeutungsraum ausgehen können: Für die Gruppe ist Verantwortung zu tragen, das Wichtigste für Mannsein. Was die Gruppe allerdings nicht macht, ist diesen Bedeutungsraum zu universalisieren, zu verallgemeinern. Sie betonen hingegen, dass das erzählte Verständnis von Männlichkeit „für die Leute, die hier jetzt in der Runde sitzen“ gilt, „das ist so eine kulturelle Einstellung“. Damit deuten sie einen Möglichkeitsraum an, indem es potenziell auch noch andere Männlichkeitskonstruktionen geben könnte, andere Gruppen mit anderen kulturellen Einstellungen für die andere Hauptbegriffe von Männlichkeit relevant sind.

Eine Verschiebung in dieser Logik finden wir in einem anderen Fall (GD 22), einer Gruppe ebenfalls aus der Kulturbranche. Für diese Gruppe ist es wichtig, sich von einer hegemonialen Männlichkeitskonstruktion zu lösen, diese infrage zu stellen und darüber auch gemeinsam zu sprechen. Ein Ablösen oder eine Distanz einzunehmen, lässt sich aber nicht immer reibungslos praktizieren, wie die Gruppe schildert, denn „in bestimmten Lebenssituationen“, wie z. B., wenn man eine Familie hat, kommt dies wieder auf einen zurück „und du erkennst: Oh, ich bin da auch verstrickt in diesen Werten und Vorstellungen, die eben kulturell so verankert sind“. Für diese Gruppe sind die kulturellen Werte und Vorstellungen etwas, in das sie verwickelt, verheddert sind, ohne sich dessen immer bewusst zu sein und nicht etwas – wie bei der ersten Gruppe – über die sich ihr Mannsein definiert und das sie als Gruppe charakterisiert. Und während in der GD 04 eine Vielfalt von Männlichkeiten als eine Möglichkeit implizit auftaucht, ist sie in der GD 22 eine gelebte Praxis, die aber durch kulturell Verankertes gestört wird. Denn obwohl eine Reflexion über die Verstrickung stattgefunden hat, stellt sich in bestimmten Situationen etwas ein, wo der Gedanke aufkommt „du musst dich da kümmern irgendwie oder du musst da so eine aktive Rolle einnehmen, in dem Absichern von der Lebenssituation“.

Die hier geschilderte Lebenssituation wird bei vielen Gruppen in einen Zusammenhang gebracht mit Familie, die sie als eine Partnerschaft mit Kindern erzählen. Aber wie die Gruppe aus dem Eventmanagement auch schon betont

4 Zitate zur besseren Lesbarkeit redaktionell leicht bearbeitet.

hat, kann es auch das „Umfeld“ sein, um das sich gekümmert werden muss. Besonders eindrucksvoll schildert dies ein Mitglied einer Gruppe aus dem Gastrobereich (GD 17), der mit seiner Großmutter, Mutter, Schwester und Tante zusammenwohnt. In der Erzählung wird nun keine generalisierte Lebenssituation herangezogen, sondern auf eine konkrete alltägliche Situation verwiesen, die er (nennen wir ihn *Finn*) beispielhaft erläutert. In dieser Situation wird von *Finn* die Rolle des ordnungsstiftenden Mannes eingefordert, es ließe sich auch subjekttheoretisch formulieren: Er wird als Mann angerufen. Zunächst deutet *Finn* an, dass seine Familienmitglieder („die Mädels“) etwas in ihm suchen, er dann „mehr Mann sein will“. Um dies zu verdeutlichen, setzt *Finn* bei einer Situation an, die als Kettenreaktion der Familienmitglieder beschrieben werden kann:

„Ja, manchmal merke ich so, ich versuch-, ich hau' auf den Tisch, obwohl es eigentlich gar nicht nötig ist, nur weil ich das Gefühl habe, einer muss es mal machen. Weil dann meine kleine Schwester wieder rumtitscht und meine Mutter dann nervlich am Ende ist und meine Oma dann meine Mutter nervt, meine Tante dann auch völlig am Ende ist. Und dann denkste: Naja gut, dann muss man erstmal irgendwas machen.“ (GD 17)

Finn bemerkt an sich selbst eine Handlungsweise, die rational nicht erklärbar ist, sondern sich über ein Gefühl einstellt. Dabei ist dies kein Gefühl, das von *Finn*, z. B. über biografische Erfahrungen erklärt wird und unmittelbar mit seiner Person verknüpft ist, sondern es stellt sich über die Situation ein und richtet sich an ein unbestimmtes, verallgemeinerndes „man“. Das Gefühl lässt sich in aller interpretativen Vorsicht als Verantwortungsgefühl („einer muss es mal machen“) deuten, das an *Finn* herangetragen und von ihm auch übernommen wird. Für unsere Argumentation entscheidend ist hierbei, dass der Grund der Verantwortung im Mannsein liegt und ansonsten „nicht nötig ist“. Die Handlung, die sich für *Finn* aus dem Gefühl ergibt, ist: „ich hau' auf den Tisch“. Die Teilnehmenden der GD 17 lassen die Erzählung von *Finn* unkommentiert weiterlaufen und erst als durch längere Sprechpausen sehr deutlich ist, dass *Finn* nichts mehr erzählen möchte, übernimmt ein anderer Teilnehmender:

Finn: [...] aber ich seh'-, ich seh' mich selber einfach nicht so als jetzt, sag' ich: Okay, ich bin jetzt für die Familie da. Ich mach' jetzt Karriere. Ich mach' jetzt Geld, damit ich meiner Familie helfen kann, damit ich der Mann im Haus bin oder sowas. Das Denken fehlt mir dann auch so ein bisschen aber ab und zu werde ich dann halt dazu gezwungen irgendwie, gezwungen männlich zu sein, ne. (2sec Pause) Klappt dann auch nicht immer so gut meiner Meinung nach. (2sec) mh (2sec). Ja, ist nicht einfach (6sec) bei den Frauen der Mann zu sein (lachen) (4sec)

M2: Kann ich nichts zu sagen [...]

Bereits in meiner Darstellung dieses Falls, lässt sich die Irritation von uns Forschenden noch deutlich erkennen, denn ich gebe der Erzählung von *Finn* einen großen Raum. *Finns* Erzählung führt auch bei mir zu einer längeren analytischen Passage. Für die eigene Gruppe allerdings, ist die angebotene Männlichkeitskonstruktion kein Anlass miteinander ins Gespräch zu kommen, zu widersprechen oder zu ergänzen. Es ist vielmehr etwas, wozu sich nichts sagen lässt. Es deutet sich an, dass *Finns* Konstruktionsangebot von Männlichkeit innerhalb der Gruppe misslingt. Es misslingt auf einer sozialen und politischen Ebene. Sie misslingt als Interaktionsanlass und sie misslingt als ein Infragestellen.

5. Männlichkeitskonstruktionen: Politisch/ Sozial und auch toxisch?

In der Hervorbringung gegenwärtiger Männlichkeitskonstruktionen wurde Männlichkeit(en) zugleich als Universalie *der Mann* etabliert, als auch eine Vielfalt von Männlichkeiten ermöglicht. Erst die Vielfalt von Männlichkeiten schafft den sozialen/politischen Raum, um gesellschaftlich Hierarchien zwischen Männlichkeiten auszuhandeln und Männlichkeitskonstruktionen infrage zu stellen. Dies ist dann die Grundlage, um *den Mann* immer wieder – als quasi zeitgemäße, passende Variante – zu stabilisieren, eine vereinheitlichte soziale Konstruktion, die von den meisten Menschen mitgetragen wird und anerkannt ist.

Das Konzept *Hegemoniale Männlichkeit* hat maßgeblich dazu beigetragen, die Verwobenheit von Universalie/Einheit und Partikular/Vielfalt besser zu verstehen und jene Prozesse in den forschenden Blick zu bekommen, die Männlichkeiten ins Verhältnis setzt und über Hegemonialisierung *den Mann* hervorbringt. Da Männlichkeiten und Weiblichkeiten über die Logik der Zweigeschlechtlichkeit relational aufeinander verweisen, leistet *Hegemoniale Männlichkeit* auch einen Beitrag, um die Stabilisierung des antagonistischen Herrschaftsverhältnisses zwischen Männlichkeiten und Weiblichkeiten zu untersuchen.

Prozesse der Hegemonialisierung können allerdings auch scheitern und hegemoniale Konstellationen lassen sich dann nicht mehr dauerhaft stabilisieren. In den vorgestellten empirischen Fällen deutet sich dies bei einer Relativierung der erzählten Männlichkeitskonstruktion als kulturell spezifisch für die Gruppe aus dem Eventmanagement an oder wie bei der Gruppe aus der Gastronomie als etwas, auf das niemand Bezug nehmen kann oder will. Aber auch der Wunsch des Verlernens hegemonialer Männlichkeit, wie bei der Gruppe aus dem Kulturmanagement, erschwert in der Praxis eine Stabilisierung, da der Prozess reflektiert wird und dabei die Verdeckung der konstitutiven Offenheit von Geschlecht als soziale Konstruktion erfahrbar wird. Mit *Verlernen* will ich zugleich auch darauf hinweisen, dass es bei Männlichkeiten auch darum geht, über die (erlernte) Kom-

petenz zu verfügen, jeweils zu wissen, welche Form von Männlichkeit anerkannt und legitim ist und welche nicht.

Und dies eröffnet uns nun auch die Möglichkeit, aus einer soziologischen Perspektive über toxische Männlichkeit nachzudenken. *Toxisch* lässt sich so nicht nur als eine psychologisch/psychiatrisch untersuchbare Eigenschaft einer Person – ggf. auch ein Störungsbild – fassen, sondern eine empirisch rekonstruierte soziale Konstruktion von Männlichkeit, die sich zu den vielfältigen Männlichkeiten hinzuzählen lässt. Toxische Männlichkeit ist dann eine nicht legitime, nicht anerkannte Männlichkeitskonstruktion, die mit Gewaltausübung und Aggressivität in Verbindung gebracht wird. In der Aushandlung dessen, was toxische Männlichkeit umfasst und was nicht, lässt sich hegemoniale Männlichkeit als eine führende Männlichkeitskonstruktion schärfen und stabilisieren.

In diesem Prozess kann es durchaus dazu kommen, dass Elemente von toxischer Männlichkeit in das hegemoniale Projekt aufgenommen werden. Ein gutes Beispiel für diesen Möglichkeitsraum scheint im Podcast „The Joe Rogan Experience“ (Folge 2255, Plattform Spotify) mit dem Gast Mark Zuckerberg im Januar 2025 auf. Mark Zuckerberg – CEO des Konzerns Meta und einer der reichsten Menschen der Welt – bemerkt hier, dass es in der Geschäftswelt Entwicklungen gegeben hat, die dazu führten, dass Männlichkeit grundlegend als schlecht verstanden wird („basically say that masculinity is bad“). Zu Beginn waren diese Entwicklungen noch als positiv zu bewerten, weil sie Unternehmen auch halfen, das volle Potenzial ihrer Mitarbeitenden zu nutzen und zwar unabhängig von ihrem Hintergrund oder Geschlecht. Diese Entwicklungen gingen ab einem bestimmten Zeitpunkt allerdings zu weit: „And I just think, we kind of swung culturally to that part of the kind of [Rogan: Mhmm.] the spectrum where, you know, it’s all like, okay: Masculinity is toxic. We have to get rid of it completely. (...) the corporate culture sort of- had swung towards being this somewhat more neutered thing.“ Der von Zuckerberg erzählte „kulturelle Umschwung“ brachte eine Zuschreibung von Männlichkeit als „toxic“ hervor und – durchaus dramatisierend – ging dieser einher mit einem Umschwung hin zu einem Moment der Kastration, einem kastrierten Ding. Damit eröffnet Zuckerberg den Möglichkeitsraum, dass genau jene Männlichkeit, die in einem kulturellen Prozess als toxisch gerahmt wurde, einen Beitrag leisten kann, eine unbeschädigte, nicht kastrierte Form von Männlichkeit zu leben. Wofür Zuckerberg sich nun ausspricht, ist diese Form von Männlichkeit wiederzubeleben, die er mit einer bestimmten Form von „masculine energy“ in Verbindung bringt, wie er sie zum Beispiel im Kampfsport erlebt. Mark Zuckerberg stellt also eine gesellschaftliche Männlichkeitskonstruktion (toxische Männlichkeit) innerhalb eines spezifischen Kontexts (Geschäftswelt) zu einem bestimmten Zeitpunkt einer Entwicklung (nach dem kulturellen Umschwung) fest, die er infrage stellt und macht hier einen konkreten Vorschlag für einen Wandel, eine Intervention: mehr männliche Energie.